

Predigt am 20. Mai 2023
Dom zu Schleswig
Vorstellungsgottesdienst Pastor Friedemann Magaard

Die Nähe Gottes soll mich euch sein, liebe Geschwister, und die Fülle des Evangeliums, und keine Dürre im Glauben und nicht solche Gottesferne, wie wir es aus dem Buch Samuel¹ hören. Das Wort Gottes war selten. Offenbarungen gab es kaum noch. Das Licht Gottes war am Erlöschen, die Augen des Priesters Eli waren schwach.

Wir hören von Verwirrung. Die Leute haben keinen Kompass. Eine Groteske wie in einer schlechten Komödie, nicht hören, nicht verstehen. Wer spricht? Was ist los? Leg dich wieder hin.

Aber es ist nicht lustig. Wie sie nach Antwort suchen, wie hilflos dabei. Wie vergeblich die ersten Versuche sind.

Gottdemenz, so nennt Elke ihren Zustand, und das ist auch nicht lustig. Sie begleitet alte Menschen, teilt mit ihnen die Schwere und das Alleinsein. Sie kann sich als Seelsorgerin gut einfühlen und weiß dann stets das richtige Wort: Einen Psalmvers, ein Gebet, manchmal auch keine Worte, nur ein Aushalten.

Und vom einen Tag auf den anderen ist es weg. Die heilsamen Worte stehen ihr nicht mehr zur Verfügung. Kein Psalm, nicht einmal den Guten Hirten und das finstere Tal, kein Gebet, nicht einmal das Vater unser. Nichts. Sie ist leer. Hat keinen Kontakt zu der Quelle, die so oft so gut getröstet hat.

Gottdemenz nennt Elke diesen Zustand, Vergessenheit, kein Kompass mehr, Hörverlust.

Eine Gemeinde, die nicht mehr hören kann. Die heiligen Worte waren selten. Kaum noch Klarheit. Die Augen tun's nicht mehr. Kein Kontakt mehr zur Quelle. Wüstenzeit. Und du weißt nicht: Wird es je nochmal besser? Du fühlst nur, *was* alles fehlt.

Das sind die Tage zwischen Himmelfahrt und Pfingsten, liebe Geschwister,

Exaudi heißt dieser Sonntag dazwischen: Höre!, ein flehender Ruf. Höre, Herr, meine Stimme, wenn ich rufe! Und: Höre, Mensch, höre, was Gott dir mitteilt. Exaudi!

Die Gemeinde im Krisenmodus. Jesus nicht mehr da. Der Geist ist noch nicht da. Es bleibt nur das Gefühl, wie es war. „Es ist gut, dass ich weggehe“, sagt Jesus. „Sonst kommt der Tröster nicht zu euch“². Von Pfingsten wissen die Jüngerinnen und Jünger noch nichts. Dass der Tröstergeist Gewissheit bringen wird, ist noch nicht zu fühlen, das Feuer und die Freude. Im Moment nur vage Erinnerung und ganz viel Leere.

¹ Predigttext 1.Sam 3, 1-10

² Zitat aus der Lesung des Evangeliums Joh 16, 5-13

Ein Exaudi-Gefühl will ich das nennen, ein Leben im Zwischenland. Diffuse Gefühle, Gleichzeitigkeit von Verlust und einer Art Gewissheit. Im selben Moment: Verloren und gehalten. Das ist anstrengend.

Ein Leben im Zwischenland. Dazu die biblische Erzählung von dem Alten und dem Jungen. Eli und Samuel. Und von Gott. Gott ist gegenwärtig, das wissen die beiden nur noch nicht.

Die Geschichte von einem heiligen Verwirrspiel. Auflösen lässt es sich nur miteinander. Der Junge hört. Der Alte versteht. Der Junge nimmt wahr, was der Alte nicht mitkriegt. Aber der Junge kann es nicht einordnen. Der Alte hört nicht, sieht nicht, aber er beginnt dann irgendwann zu verstehen, ganz mählich, aber immerhin.

Das Rätsel löst sich auf, im Miteinander der Generationen. Die Jungen hören die Warnsignale, und dann rütteln sie die Alten auf. Die Dramatik der Klimakrise bringen die Jungen auf die Straße. Es sind Jugendliche, die den Skandal der Armut ins bürgerliche Leben tragen, zum Beispiel wenn sie nach der Schule mit Weltwärts-Projekten in den Süden gehen, nach Bolivien, nach Indien. Dann ist globale Ungerechtigkeit kein akademisches Thema mehr, sondern eine Lebenswirklichkeit. Ein Lebensschmerz. Und die Jungen lehren spätestens in den Bewerbungsgesprächen für gute Jobs: Da hören die Alten, wie gutes Leben sein kann, die Balance von Arbeit und frei verfügbarer Lebenszeit. Dass die von den Alten eingeübte Eskalation von stets wachsender Arbeitsverdichtung nicht dem Leben dient.

Die Rätsel lösen sich auf, im Miteinander der Generationen. Die Alten müssen das Zuhören einüben, sie dürfen sich nie selbst genug sein. Dann aber verweisen sie auf einen anderen Horizont, den sie einbringen. Ohne sie wissen wir nicht, was die Stimmen eintragen, die vor uns waren. Sie können die Bilder der Jungen einordnen, wie Eli in der Geschichte mit Samuel. Wenn sie zuhören. Wenn sie ernst nehmen.

Die Rätsel lösen sich auf im Miteinander der Generationen. Die Jungen sind überfordert von der Flut der zerstörerischen Bilder. Die Alten sind blind ohne die Aufschreie der Jungen. Der alte Eli aber verweist dann lebensklug auf den, dessen Wort sich zeigen will. Eli tritt zurück und gibt Gott den Raum.

Eine hörende Kirche sein. Das ist der Appell in dem Zwischenland. Wo Gewissheiten nicht mehr sind und noch nicht. Sondern Verwirrung und Verunsicherung. Eine hörende Kirche sein. Lauschen. Warten. Aushalten. Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.

Auf einem Architektur-Kongress in den USA sprach der Theologe Paul Tillich über die Frage, nach welchen geistlichen Kriterien er Kirchnerneubauten gestalten würde. Das ist jetzt 70 Jahre her. Heute bauen wir hier keine Kirchen neu. Spannend bleibt die Frage aber trotzdem, wenn wir heute Kirche neu denken. Paul Tillich beschreibt leere Kirchenräume. Räume, die erfüllt sind von nichts als vom Warten. Darauf, dass Gott sich zeigen wird, dass Gott selbst die Leere füllen wird mit seinem Geist. Bis dahin, bis Gewissheit um sich greift, könne man Räume des Wartens gestalten. Ich verstehe es nicht als passives Abwarten, Aussitzen. Sondern ein sehr aktives Aushalten, dass wir noch nicht wissen, wie es wird. Mit uns. Mit der Welt. Mit der Kirche. Manchmal ist es schon viel, da zu sein. Kirche, die einfach da ist.

Jesus geht weg. Der Tröster kommt.

Eine hörende Kirche sein. Und dann miteinander einüben, die Stimmen zu unterscheiden. Die verschiedenen Ansprüche zu unterscheiden. Aus dem Geräusch der Welt und dem Geschrei und den Millionen Appellen an dich und an mich und uns heraushören, was darin die selten gewordenen Worte des Heils sein können. Worin Frieden und Gerechtigkeit Gestalt annehmen unter uns. Dabei auch die Alten fragen, wie sie es einordnen, auch die alten Lieder und Texte.

Bei mir war das so: Eine Zwölfjährige hat mein Leben verändert, weil sie mit ihrer Haltung, dass ihretwegen kein Tier sterben solle, mein Verhalten verändert hat. Ein Weckruf eines Kindes. Eine Zwanzigjährige hat nach ihrem freiwilligen Jahr in einem Aids-Waisenheim in Mosambik meine Sicht auf den deutschen Lebensstil verändert, der seinen Komfort auf Kosten der Ärmsten im globalen Süden entfaltet. Zurück in Deutschland stand ich mit ihr vor dem Kühlregal und sah ihren starren Blick: Sie sah acht Sorten Kirschjoghurt nebeneinander. Acht verschiedene Sorten. An ihrem Blick habe ich ein Stück Irrsinn unserer Welt verstanden. Vorher bin ich zigmal an dem Regal vorbei gegangen und habe nichts bemerkt. Jetzt denke ich, es ist okay, wenn es mindestens zwei Kirschjoghurt gibt. Gibt es nur eine Sorte, wird sie irgendwann mehlig schmecken und langweilig. Aber acht, und davon sieben aus Bayern, 1000 km angereist. Da stimmt etwas nicht. Die Fragen meiner Tochter haben mich verändert. Das war ein halbes Jahr, bevor ich die Leitung eines Bildungshauses der Nordkirche übernahm und es als Bildungszentrum für Nachhaltige Entwicklung entwickelte.

Will sagen: An wichtigen Stellen in meinem Leben haben mich junge Menschen, hier: meine Kinder geschubst. Das ist mir wichtig.

Das gilt auch für die Kirche insgesamt. In der Landessynode bringen die jungen Leute die Themen Vielfalt und Teilhabe voran. Ohne sie wären die Alten längst nicht soweit. Auch bei der Klimafrage sind die Jungen die Treiber, und das ist gut so.

Eine Kirche, die hört und dann miteinander die Stimmen unterscheidet. Im Miteinander der Generationen. Mit klarem Ja und festem Nein. Mit der Entschiedenheit der Jungen und ihrer Energie. Mit der Lebensklugheit der Alten. Gemeinsam finden wir den Weg aus der Dunkelheit, wie Eli und Samuel im trüben Tempellicht. Im Tempel war die Lampe Gottes fast schon erloschen.

Gemeinsam gegen die Dunkelheit. Gemeinsam in der Zwischenzeit. Das ist immer besser als allein.

Elke, die Theologin mit Gottdemenz, findet ihren Weg, weil sie den alten Pfad verlässt. Zieht mit Schaustellern los, so erzählt im Roman „Die Ewigkeit ist ein guter Ort“, aus dem vergangenen Jahr. Zieht los mit Schaustellern, mit Leuten, die auf schweren Motorrädern riskante Kunststücke vollbringen: Da lernt sie Vertrauen ins Leben. Und traut sich, ihren eigenen Wunden zu begegnen. Mit Geduld. So, und nur so, kehrt ihre geistliche Kraft zurück.

Gemeinsam in der Zwischenzeit. Sich vergewissern. Zuhören. Warten. Atmen.

Der Zwischenzeit einen Zwischenmut entgegenstellen. Trotz dessen, was unfertig ist. Trotz dessen, was verunsichert. Trotz, das ist keine schlechte Geisteshaltung. Wir wissen nicht, was noch kommt.

Einer geht, und einer kommt. Und bleibt. Und wirkt. Der Tröster. Mit ihm werden wir die Ungewissheiten aushalten und gestalten. Ohne den Tröster wäre mir bange. Mit ihm im Team, mit dem Tröster im Team Kirche bin ich neugierig. Gerade in dieser Zeit.

Hoffnung, die es jetzt braucht, zeigt sich ja immer nur unfertig. Als Zwischenmut. Wie bei der Lyrikerin Carola Moosbach, die von Hoffnung immer spricht im Ton der Zerbrechlichkeit.

Und so nehme ich ihr Gedicht „Zwischenmut“³ als Proviant im Zwischenland, zwischen Himmelfahrt und Pfingsten, zwischen Verlusterfahrung und neuer Gewissheit.

Leben will ich mein Leben leben

Auch wenn so einiges fehlt darin

Auch wenn ich nicht weiß was noch kommen wird

Auch wenn es weh tut sehr weh manchmal

Will ich es trotzdem leben

Nicht länger auf bessere Tage warten

Nicht einfach nur die Zeit totschiagen

Leben will ich mein Leben leben

Üben will ich das Ja und nicht verlernen das Nein

Mut fassen will ich und Glück

Atmen manchmal.

Carola Moosbach.

Diesen Zwischenmut schenke uns Gottes Geistkraft. Amen.

³ Das Gedicht ist als Eingangsgebet bereits verlesen worden.